



Jessica Strang
Neuenhofstr. 105
32479 Hille

www.tagtraeumer-verlag.de
E-Mail: info@tagtraeumer-verlag.de

Text: © Lena Knodt
Buchsatz: André Ferreira – www.skill-tree.net

Lektorat/ Korrektorat: Veronika Carver
www.lena-knodt.de

Umschlaggestaltung: Pietro D'Angelo
Bildmaterial: © Shutterstock.com

Illustrationen: © Dreamstime.com

ISBN: 978-3-98658-000-1
Druck: Eisermann Buchdruck
Gröpelinger Heerstr. 149
28237 Bremen

Alle Rechte vorbehalten
© Tagträumer Verlag 2021
1. Auflage



LENA KNODT

A FAIRY'S CURSE

—

SPINDEL AUS GOLD UND BLUT

Für dich.

Öffne die Augen für die Magie in
deinem Leben!



A decorative border with ornate scrollwork in the corners and a central wreath of roses. The roses are rendered in a grayscale, watercolor-like style with detailed shading on the petals and leaves. The text "1. Kapitel" is centered within the wreath.

1. Kapitel

Ich sog an meiner Unterlippe und betrachtete die blanke Leinwand vor mir. Mit dem Pinsel verharrte ich über dem blauen Farbtöpfchen. Blau? Oder doch lieber Rot? Heute Nacht hatte ich etwas Merkwürdiges geträumt und ich wollte Teile davon auf den Stoff bannen. Aber die Farben in meinem Kopf wirkten so schillernd im Vergleich zu allem, was ich malen konnte. Schillernder als jede Farbe um mich herum.

Unschlüssig verlagerte ich das Gewicht von einem Bein auf das andere und sah mich um. Meine Mitschüler waren in die Arbeit vertieft. An der Staffelei neben mir stand meine beste Freundin Meike. Sie hatte die Zungenspitze zwischen die Zähne geklemmt und malte. Ihre rotbraunen Haare standen in alle Richtungen ab.

Ich schaute wieder auf mein eigenes Werk. Versuchte mir die Farben vorzustellen und setzte den ersten Strich. Der Pinsel hinterließ einen wässrigen Streifen und ich zog ihn in Spiralen nach oben. Dann spülte ich die Farbe ab und folgte mit Rot.

Hinter mir hörte ich Schritte, drehte mich aber nicht um, bis ich die Stimme meiner Lehrerin hörte. »Abstrakt, Grace. »Eigentlich nichts Abstraktes. Ich habe sogar ein ziemlich klares Bild im Kopf.«

»Und welches?«

Ich drehte mich zu ihr um und suchte nach Worten. Aber bevor ich meine Gedanken ausformulieren konnte, tätschelte sie meine Schulter und murmelte: »Ich bin gespannt auf das Ergebnis.« Sie ging weiter.

Ich wusste, dass sie mich mochte. Kunst war immer mein liebstes und bestes Fach gewesen. Zumindest solange wir uns nicht handwerklich betätigen mussten.

Je mehr Striche ich zog, desto tiefer verlor ich mich wieder in den Farben.

Momentan träumte ich jede zweite Nacht von tanzenden Farben. Ich stand in der Mitte, während sie mich in Fäden

umspülten, um mich herumwirbelten, chaotisch, aber doch in einem Rhythmus. Ich wollte ihnen folgen, mit ihnen tanzen, aber meine Füße klebten am Boden fest. Jedes Mal. Dieser Traum war besonders. Nicht, weil er so oft vorkam, sondern weil er stichiger war als ein Video in 4k. Klarer als so manche Erinnerung an etwas, das ich tatsächlich erlebt hatte. Er fühlte sich warm an, fast heimatlich.

Das Klingeln der Schulglocke riss mich aus den Gedanken und ich zuckte zusammen. Benommen starrte ich auf das Zusammenspiel der Farben vor mir. Für einen Moment war es mir, als leuchteten sie genauso kräftig wie in meinem Traum.

»Alles klar?« Meike stand plötzlich neben mir, wartete aber nicht auf eine Antwort, sondern nahm sich meinen Wasserbecher und die Pinsel und zog in Richtung des Spülbeckens ab. Ich blinzelte ein paar Mal und räumte meine Sachen zusammen.

»Danke«, sagte ich, als Meike zurückkam.

»Keine Ursache«, entgegnete sie und warf einen Blick auf mein Bild. »Was hast du gemalt?«

»Gehen wir?«, fragte ich schnell. Irgendwie war es mir unangenehm, dass sie es so intensiv betrachtete. Es fühlte sich privat an, obwohl es aus kaum mehr als ein paar Strichen bestand. Glücklicherweise fragte sie nicht weiter nach.

Schweigend verließen wir die Schule und gingen in Richtung der Bushaltestelle. Es war ein für den frühen Herbst untypisch kalter Nachmittag und die Luft roch nach Regen. Hoffentlich schafften wir es trocken nach Hause.

Meike war ungewöhnlich still und warf immer wieder beiläufige Blicke über ihre Schulter nach hinten.

»Was hast du?«, fragte ich.

»Ich glaube, uns beobachtet jemand«, murmelte sie.

Ich runzelte die Stirn. »Wie kommst du darauf?«

Gerade wollte ich mich umdrehen, da packte mich Meike am Arm und hielt mich fest. »Schau nach rechts. Unauffällig! Siehst du den Typen mit dem schwarzen Oberteil und dem braunen Haar? Er starrt uns die ganze Zeit an.«

Neugierig drehte ich den Kopf. Ein Stück hinter uns erkannte ich einen Jungen, etwa zwanzig Meter entfernt. Er hatte kantige Gesichtszüge, was ihn ziemlich gut aussehen ließ, auch wenn seine Frisur ziemlich unordentlich war. Als ich ihn anschaute, senkte er sofort den Blick.

»Verstehst du das unter unauffällig?«, zischte meine Freundin. Ihre Wangen färbten sich rot. »Kennst du ihn? Er sieht ganz süß aus, oder?«

»Nie gesehen«, antwortete ich. »Vielleicht hat er nur zufällig in unsere Richtung geschaut.«

Meike hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Wenn du meinst. Etwas merkwürdig ist es trotzdem, oder? Schau dir mal seinen Blick an. Als würde er uns durchbohren.« Sie erschauderte theatralisch.

Ich schmunzelte. »Du schaust zu viel Netflix.« Wieder warf ich einen Blick zur Seite. »Er ist schon wieder weg. Wahrscheinlich hast du dir das nur eingebildet.«

Meike wirkte etwas enttäuscht, sagte aber nichts mehr. Ich verkniff mir einen Kommentar und lächelte nur in mich hinein. Schon eine halbe Minute später schien sie die Sache vergessen zu haben und begann, vom Vorstellungsnachmittag der Universitäten zu schwärmen, der nächste Woche stattfinden würde. Krampfhaft richtete ich meinen Blick auf den Boden und versuchte, nicht an den Moment zu denken, in dem ich ihr sagen musste, dass ich sie nicht dorthin begleiten würde, so wie wir es uns immer ausgemalt hatten. Es ging nicht, nicht in meiner momentanen Situation. Auch wenn ich wusste, dass Meike es verstehen würde, schmerzte mich allein schon der Gedanke an ihren enttäuschten Blick.

An der Haltestelle stiegen wir in zwei verschiedene Busse, Meike wohnte am anderen Ende der Stadt. Sie winkte mir zum Abschied, ihre Nase und Wangen vor Kälte gerötet, und ich winkte zurück, wenn auch mit einem wehleidigen Lächeln auf den Lippen.

Die Busfahrt dauerte nur wenige Minuten, wofür ich wie jedes Mal dankbar war. Stimmte das Wetter, ging ich oft sogar zu Fuß nach Hause. Doch heute war es dafür definitiv zu kalt.

Beim Aussteigen lächelte ich dem Busfahrer zu. Die Kälte ließ mich frösteln und ich vergrub die Hände tief in den Jackentaschen. In der Eile heute Morgen hatte ich meine Mütze zu Hause vergessen, sodass ich jetzt das Gefühl hatte, als würden mir die Ohren abfrieren.

Doch die Kälte war nicht der einzige Grund, wieso ich schnell nach Hause wollte. Mein Vater hatte heute Morgen nicht fit gewirkt.

Ein leichter Wind verwirbelte meine Haare und ich strich sie hinter die Ohren. Zu Fuß waren es etwa zehn Minuten zu unserem Haus. Ich kam an der kleinen Bäckerei vorbei, in der ich jeden Sonntagmorgen ein Brötchen für mich und ein Buttercroissant für meinen Vater kaufte. Ich sah Frau Waldin hinter der Theke geschäftig hin und her laufen und musste unwillkürlich lächeln.

Mit einem Mal hörte ich hinter mir ein Rascheln und mein Herzschlag beschleunigte sich. Aus dem Augenwinkel sah ich einen Schatten, der in der Nachbarstraße von einem Bürgersteig zum anderen huschte. Ich drehte mich um, konnte jedoch niemanden erkennen. Mein Hals war staubtrocken und ich zwang mich zur Ruhe.

Na toll, dachte ich. Dank Meike sehe ich jetzt Gespenster.

Ich schüttelte den Gedanken ab und setzte den Weg fort. Doch eine dunkle Ahnung blieb. Es war ein unangenehmes Gefühl, als sei ich den Blicken eines Fremden schutzlos ausgeliefert. Ich fühlte mich nackt. Hastig zog ich meine Jacke enger um mich, auch wenn das keinen Unterschied machte. Was war los mit mir? Ich hatte

niemanden gesehen, nur einen Schatten aus dem Augenwinkel. Der sollte mir nun die Gedanken verpesten?

Wie aus dem Nichts manifestierten sich Schritte hinter mir. Ein klares Klacken, regelmäßig und schnell. Ich biss mir auf die Unterlippe, die vor Kälte schmerzte und ballte meine Hand zur Faust. Das bildete ich mir sicher nicht ein. Wer war da hinter mir? Wo war die Person auf einmal hergekommen?

Ich tat so, als merkte ich nichts, und ging gleichmäßig weiter. Die Schritte wurden lauter. Unaufhaltsam kamen sie näher. Ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinab. Für einen Moment überlegte ich, loszusprinten. Aber ich war nie eine schnelle Läuferin gewesen und die Gefahr war zu groß, dass ich nach dem nächsten Bordstein Bekanntschaft mit dem Boden machte.

Als mein Verfolger nur noch wenige Schritte hinter mir zu sein schien, wirbelte ich herum, die Hände zu Fäusten geballt und bereit zum Schlag.

Doch die Straße hinter mir war menschenleer. Hastig suchte ich jeden Winkel ab, aber nichts zeugte davon, dass hier vor wenigen Sekunden jemand gewesen war. Schnell steckte ich die Hände in meine Taschen und verfiel in einen Laufschrift. Je schneller ich zu Hause war, desto besser.



»Daddy?« Mit einem Klirren ließ ich den Schlüsselbund in die bemalte Schale gleiten und schloss die Tür hinter mir. Ich seufzte, zog meinen Rucksack von der Schulter und stellte ihn an den Fuß der Treppe. Dann schälte ich mich aus meiner Jacke. An der Wand

gegenüber der Tür hing ein riesiges Bild, auf dem ein Strauß Blumen abgebildet war. Ich bemerkte den Staub auf dem Rahmen und schrieb ihn auf meine innere To-Do-Liste.

»Daddy?«, rief ich noch einmal. Ich zog mein Handy aus der Tasche und scrollte beiläufig durch die letzten Nachrichten.

Aus der Küche drangen ein lautes Scheppern und ein Fluchen. Achtlos ließ ich die Jacke zu Boden fallen und durchquerte den Flur mit wenigen Schritten. Ich drückte die Klinke hinunter und betrat die kleine Küche.

In der Mitte des Raumes stand mein Vater, zu seinen Füßen die Scherben eines zerbrochenen Glases. Als er mich sah, setzte er ein zerstreutes Lächeln auf und fuhr sich durch die Haare.

»Was machst du denn schon hier?« Er hob die Hände, wie um mir zu zeigen, dass sie leer waren. »Ich hatte ganz vergessen, dass ich ein Glas in der Hand gehalten hab.«

Ich schielte hinauf zur Küchenuhr und stellte fest, dass sie richtig ging. »Ich bin jeden Tag spätestens um vier zuhause, Daddy.« Ich schenkte ihm ein Lächeln und durchquerte die Küche. Ich war es gewohnt, dass mein Vater seine Gedanken immer an tausend verschiedenen Orten gleichzeitig hatte. Auch wenn ich mir oft Sorgen um ihn machte, böse konnte ich ihm nie sein.

Mit einem Ruck öffnete ich den Schrank unter der Spüle und nahm Kehrblech und Handfeger heraus. »Wie war dein Tag?«, fragte ich meinen Vater, der immer noch neben dem Scherbenhaufen stand und nicht zu wissen schien, was er tun sollte.

»Unspektakulär.« Er fuhr sich durchs Gesicht. Mit einem Stirnrunzeln bemerkte ich, dass er sich seit Tagen nicht rasiert hatte. »Und ich dachte, es sei erst zwei ...«, murmelte er. Vorsichtig machte er einen Schritt über die Scherben hinweg und verschwand ins Wohnzimmer.

Mit einem leisen Seufzen kniete ich mich hin und schob die Reste des Glases aufs Kehrblech. Mein Vater hatte gute und schlechte Tage.

Heute drohte ein schlechter zu werden. Ich entsorgte die Scherben und folgte ihm ins Wohnzimmer.

Mein Vater hatte den Fernseher eingeschaltet, der jedoch so leise lief, dass er die Worte unmöglich verstehen konnte. Stattdessen starrte er an die Wand.

Ich schob eines der bestickten Kissen zur Seite und ließ mich neben ihm auf das Sofa fallen. Durch die Balkontür sah ich in den Garten, der etwas ungepflegt aussah. Am Wochenende musste ich ein bisschen Zeit in die Beete investieren.

Auch wenn mir nicht danach zu Mute war, setzte ich ein fröhliches Lächeln auf. »Ist alles in Ordnung?« Vorsichtig nahm ich seine Hand und drückte sie. Die Finger waren kalt. Ich machte mir Sorgen, wenn er den ganzen Tag hier allein zu Hause war. Doch seine letzte Arbeitsstelle hatte er bereits vor Monaten verloren.

»Wusstest du, dass Sarah die Tapete ausgesucht hat?«, fragte er. Seine Stimme nahm einen bedächtigen Unterton an, als wählte er seine Worte besonders vorsichtig. Ich runzelte die Stirn, denn er nannte meine Mutter selten beim Namen.

»Nein«, sagte ich leise. »Das wusste ich nicht.« Ich drückte seine Hand etwas fester.

Mein Vater drehte sich zu mir. Sein Blick streifte mein Gesicht hinab und ein Lächeln breitete sich auf seinen Lippen aus. Ich wusste genau, was er jetzt sagen würde. Ich sah es in seinen Augen. Obwohl ich es nicht hören wollte, wandte ich den Blick nicht ab »Du siehst genauso aus wie deine Mutter, Grace.« flüsterte er.

»Ich weiß.« Ihm zuliebe zwang ich mich zu einem Lächeln, obwohl ich mich selbst nicht an das Gesicht meiner Mutter erinnern konnte. Aber da es zwischen ihm und mir keinerlei Ähnlichkeit gab, bis auf unsere braunen Augen, hatte ich den Rest zwangsläufig von Mum.

Verträumt musterte mich mein Vater einige Sekunden und tätschelte meine Hand. »Na los! Du hast sicher etwas Besseres zu tun.

Dein alter Vater soll dir nicht zur Last fallen. Musst du nichts für die Schule machen?»

Ich stand auf, beugte mich vor und hauchte ihm einen Kuss auf die Stirn. »Du bist mir nie eine Last. Aber für die Schule habe ich tatsächlich etwas zu tun. Hast du schon gegessen? Soll ich uns etwas kochen?«

Mein Vater machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich hab eben ein Brot gegessen, mach dir wegen mir keine Umstände.«

»Ich habe aber selbst Hunger. Was hältst du von Mac´n´Cheese später?«

Ein Lächeln stahl sich auf seine Lippen. »Käse und Pasta - wie kann ich da Nein sagen?«

Ich grinste und verließ das Zimmer. Aber auf dem Weg hoch zu meinem Zimmer konnte ich es nicht mehr aufrechterhalten. Je schlechter es meinem Vater ging, desto öfter sprach er von meiner Mutter. Ich hasste es, mit ihr verglichen zu werden. Auch, wenn ich sie kaum gekannt hatte und mir kein Urteil über ihren Charakter erlauben durfte – ich war mir sicher, dass ich niemals meinen Mann und mein fünfjähriges Kind ohne ein einziges Wort der Erklärung verlassen hätte. Mir fiel keine Entschuldigung ein, die so etwas rechtfertigte.

In meinem Zimmer ließ ich mich mit einem Seufzen aufs Bett fallen, sodass das Gestell bedrohlich unter mir quietschte. Ich starrte an die Decke, fuhr die Maserungen der Holzdielen mit meinem Blick entlang, unfähig, an etwas anderes zu denken als die beißenden Sorgen, die sich in mir breit machten. Ich hasste das. Wenn ich nichts unternahm, fand ich mich gleich gefangen in einem Karussell aus Gedanken wieder.

Ich drehte mich zur Seite und angelte nach der Zigarrenschachtel aus Holz, die auf dem Nachttisch stand. Gemeinsam mit meinem Vater hatte ich sie als kleines Mädchen in bunten Farben

angemalt. Ich erinnerte mich genau an den Tag. Es war im Sommer gewesen. In einem Herz standen auf der Vorderseite die Initialen »D&G« – Daddy und Grace. Es war ein warmer Tag gewesen, fast heiß. Nur wenige Wochen, nachdem Mutter abgehauen war. Daddy hatte gute Miene zu bösem Spiel gemacht und immer wieder gesagt, dass sie sicher wiederkommen würde. Manchmal glaubte er es sogar heute noch.

Ich drehte mich auf den Bauch, legte die Schachtel auf die Decke und öffnete sie. In ihr befand sich ein Sammelsurium an verschiedenen Steinen und getrockneten Blättern, die ich in meiner Kindheit zusammengetragen hatte. Die Beschwerden meines Vaters, ich solle nicht den ganzen Müll nach Hause bringen, klangen mir noch in den Ohren. Ich schob die Finger unter ein gepresstes Erlenblatt und zog ein gefaltetes Stück Papier hervor. Vorsichtig schüttelte ich etwas Dreck herunter. Es war zerknittert, als hätte es jemand tausende Male in der Mitte geknickt und wieder geöffnet. Ich entfaltete es, legte es auf die dunkelblaue Bettdecke und strich es glatt.

Es kam mir vor, als würden die Bleistiftstriche jedes Mal schwächer werden, wenn ich es mir anschaute, als verblassten die Linien, gemeinsam mit meinen Erinnerungen. Diese Zeichnung war das Einzige, was mir von Mutter geblieben war. Ich konnte mich nicht erinnern, wann sie sie mir gegeben oder wo ich sie gefunden hatte. Seit ich zurückdenken konnte, lag sie in dieser hölzernen Zigarrenschachtel und wartete darauf, dass ich sie mir ansah.

Meine Mutter musste eine gute Zeichnerin gewesen sein. Sicherlich hatte ich mein Talent von ihr geerbt. Die Linien waren klar, obwohl dieses Bild auf dem dünnen Papier nicht mehr als eine schnelle Skizze gewesen sein konnte. Im vorderen Teil war ein Wald zu sehen, der nach hinten immer düsterer wurde, bis er sich in den Schraffierungen verlor. Stark schattiert erhob sich über den Bäumen ein Fels, auf dem ein Gebäude stand. Ich vermutete, dass es eine Burg

sein sollte, doch leider war das Bild an dieser Stelle so verschmiert, dass ich es kaum erkennen konnte.

Ich faltete das Papier zusammen und legte es mit zitternden Fingern zurück an seinen Platz. Ein Teil von mir hasste meine Mutter dafür, dass sie uns ohne einen Abschied verlassen hatte, dass sie der Grund war, dass mein Vater so litt.

Doch ein anderer Teil von mir fragte sich, ob man seine Mutter hassen konnte, obwohl man sie nie wirklich gekannt hatte. Jedes Mal, wenn ich an sie dachte, war es mir, als sah ich sie durch eine milchige Glasscheibe, als wollten meine Erinnerungen es mir nicht zugestehen, sie klar vor mir zu erkennen.

Energisch klappte ich die Schachtel zu und verbannte sie zurück auf den Nachttisch. Für heute reichte es, ich war genug in Selbstmitleid versunken. Meine Mutter war fort und die Hoffnung, dass sie wiederkehren würde, hatte ich schon lange aufgegeben. Ich stand auf. Mein Vater und ich hatten es elf Jahre ohne sie geschafft, also würden wir es auch in Zukunft schaffen. Wir waren ein gutes Team.

Ich durchquerte das Zimmer und setzte mich an den Schreibtisch. Ich zog den Rucksack zu mir, den ich eben mit nach oben getragen hatte und seufzte. Bis morgen stand ein Essay in Englisch an, das ich aus Mangel an Zeit bis heute aufgeschoben hatte. Schnell zog ich das Handy aus der Tasche und legte es auf die Fensterbank – weit genug weg, damit ich mich in den nächsten Stunden wirklich auf »The meaning of happiness« und nicht auf Instagram konzentrierte.

Mein Blick fiel auf den Zeichenblock und die Unordnung an Bleistiften verschiedener Stärken vor mir. Ablenkungsquelle Nummer zwei. Es reizte mich um einiges mehr, jetzt ein Bild zu zeichnen, als mich mit Englisch zu beschäftigen. Aber dafür war später Zeit.

Als ich den Reißverschluss von meinem Rucksack aufzog, sprang mir sofort die Universitätsbroschüre entgegen. Schnell zog ich sie heraus und drehte sie in der Hand. »Studieren an einer Univer-

sität – Leben und Lernen« stand in neonfarbenen Lettern auf der Vorderseite, die mit den Bildern von grünen Campuswiesen und alten roten Gemäuern völlig überladen wirkte.

Ohne die Broschüre aufzuklappen, zerriss ich sie in der Mitte und beförderte sie in den Mülleimer. Meikes Schwärmereien hatten mir heute genug vor Augen geführt, was ich niemals haben würde. Auch wenn meine Noten gut genug für eine Universität waren und ich Lust hatte, zu studieren – ich konnte meinen Vater niemals allein lassen. Von dem Geld, das wir nicht hatten, ganz abgesehen. Er stand für mich an erster Stelle und dabei würde es auch bleiben – selbst, wenn ich damit den Traum vom Studieren aufgeben musste.

Ein heftiges Pochen unten an der Haustür ließ mich zusammenzucken und riss mich grob aus den Gedanken. Ich runzelte die Stirn. Das Haus war zwar klein, aber jemand musste ziemlich stark gegen die Tür hämmern, damit ich es hier oben hörte.



A decorative border with ornate scrollwork in the corners and a central wreath of roses. The roses are rendered in a grayscale, watercolor-like style with detailed shading on the petals and leaves. The text "2. Kapitel" is centered within the wreath.

2. Kapitel

Vorsichtig trat ich in den Flur und spähte das Treppenhaus hinab. Vor der milchigen Glastür erkannte ich einen Schatten, der mir nicht bekannt vorkam. Wir erwarteten keinen Besuch und für den Postboten war es zu spät.

»Grace, wer ist da?«, erklang die Stimme meines Vaters aus dem Wohnzimmer. Aus dem Hintergrund hörte ich nun etwas lautere Fernsehgeräusche.

»Bleib sitzen, ich schaue nach!«, rief ich zurück.

Mit den Fingern am Handlauf drehte ich mich um das Geländer herum und lief die Treppe hinab. Der dicke Teppich auf den Stufen dämpfte meine Schritte. Wieder trommelte der Besucher wie wild gegen das Glas. Wieso benutzte er nicht die Klingel? Kurz zögerte ich, dann drückte ich die Klinke herunter und zog die Tür auf.

Als ich sah wer vor mir stand, hätte ich fast ungläubig aufgelacht. Meike hatte recht gehabt. Es war der Braunhaarige, der uns heute vor der Schule beobachtet hatte. Ich presste die Lippen zusammen. Hatte er mich etwa eben auch in der Straße verfolgt? Das konnte kein Zufall mehr sein. Doch der Junge sah mit seiner schlaksigen Gestalt und dem netten Gesicht nicht unbedingt wie jemand aus, der mir gefährlich werden konnte. Ich überlegte, die Tür einfach wieder zuzuknallen, verharrte aber mit der Hand an der Klinke.

»Wir haben auch eine Klingel«, blaffte ich nicht sehr freundlich. Ich trat einen Schritt zurück in den Hauseingang.

»Was? Eine Glocke meinst du?« Der Fremde legte die Stirn in Falten und suchte meine Tür von außen ab. Seine Stimme war angenehm und dunkler als erwartet.

»Hier, du Blindfisch. Eine Klingel.« Mit ausgestrecktem Finger deutete ich auf das kleine weiße Kästchen, das direkt neben der Tür an der Hauswand befestigt war.

»Eine Klingel?«, fragte der Junge verwundert. Er musterte sie, als würde er so etwas zum ersten Mal sehen. Dann legte er einen Finger darauf und drückte zu.

Viel zu laut erklang das glockenähnliche Geräusch in unserem Hausflur, und ich runzelte ungläubig die Stirn. Der Fremde zuckte zusammen. Wollte er sich über mich lustig machen?

»Eine Klingel ...«, murmelte er und Verstehen spiegelte sich auf seinem Gesicht. Trotz dieser merkwürdigen Situation sah er dabei auf eine seltsame Weise süß aus. Davon ließ ich mich jedoch nicht beirren.

»Was willst du?«, fragte ich leise. »Wieso hast du mich nicht schon heute vor der Schule angesprochen? Bist du mir gefolgt?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich muss mit dir allein reden. Es ist wichtig.« Er lehnte sich vor. »Du bist doch Grace?« Er musterte mich. »Was für eine überflüssige Frage, es ist ja kaum zu übersehen.«

»Was meinst du damit?«

Er lächelte. »Verzeih mir. Eins nach dem anderen.« Er fing meinen Blick auf. »Ich erkläre dir alles. Ich verspreche es dir.«

Ich widerstand ein zweites Mal dem Drang, ihn einfach wegzuschicken und zwang meinen Atem unter Kontrolle. *Ruhig, Grace, dein Name steht ohnehin auf dem Klingelschild.* Langsam atmete ich ein und wieder aus.

Der Fremde nickte nachdenklich. Ohne ein weiteres Wort drückte er sich neben mir in den Hausflur. Ich wollte ihn wegschieben, aber er war stärker.

»Hey!«, rief ich empört, dämpfte jedoch meine Stimme, damit mein Vater sich keine Sorgen machte. Ich warf einen nervösen Blick in Richtung Wohnzimmer. »Du kannst nicht einfach reinkommen. Verschwinde!« Ich packte ihn am Arm und wollte ihn zurück zur Tür zerren, doch er schüttelte mich einfach ab.

Hastig folgte er meinem Blick. »Ist noch jemand hier? Können wir irgendwo allein reden?« Es schien ihm ernst zu sein.

Zweifelnd sah ich ihn an, dann schaute ich zur halbangelehnten Wohnzimmertür. Durch die Glasscheibe konnte ich den Bildschirm unregelmäßig flackern sehen und fasste einen Entschluss. Wenn es ihm wirklich so wichtig war, wollte ich mir anhören, was er zu sagen hatte. Außerdem war ich inzwischen zu neugierig, um ihn wegzuschicken.

»Komm mit«, zischte ich, packte den Fremden am Ärmel und zog ihn die Treppe hinauf. Er wirkte nicht gefährlich, aber meinen Vater wollte ich an einem Tag wie diesem nicht noch mit einem Verrückten belasten.

In meinem Zimmer schob ich ihn in Richtung Bett und zog die Tür hinter mir zu. Ohne lange nachzudenken, zog ich den Schlüssel heraus und ließ ihn in die Bauchtasche meines Hoodies gleiten. Danach drehte ich mich zu ihm um und verschränkte die Arme. »Also, was willst du? Wie heißt du?«

Mit großen Augen sah sich der Junge in meinem Zimmer um. »Faszinierend ...«, murmelte er.

»Bitte was?«, fragte ich.

Er schaute auf und ein entwaffnendes Lächeln zuckte über sein Gesicht. Ich schnaubte.

»Eines nach dem anderen«, wiederholte der Junge, ohne sein Lächeln abzulegen. »Mein Name ist Oliver.« Oliver trug einen schwarzen Pullover und keine Jacke.

»Oliver also«, antwortete ich. »Und was machst du hier? Was willst du Wichtiges mit mir besprechen? Hast du mich auf dem Rückweg von der Schule verfolgt?«

»Vielleicht solltest du dich lieber setzen«, schlug er vor und deutete auf meinen Schreibtischstuhl, auf dessen Lehne sich an die zwei Tonnen Wäsche stapelten. »Das sind ganz schön viele Fragen auf einmal.«

Als mir bewusst wurde, wie unordentlich mein Zimmer war, schoss mir etwas Blut in den Kopf. Hastig verbannte ich die Klei-

dung von dem Stuhl und warf sie in eine Ecke hinter dem Sofa, wobei ich den schwarz-gelben Batman-BH gekonnt unter einer Bluse verbarg. Ich ließ mich auf dem Schreibtischstuhl nieder und drehte mich zu ihm um. Oliver setzte sich aufs Bett, sodass wir uns nun gegenüber waren. Eine Strähne seiner für meinen Geschmack viel zu langen Haare fiel ihm über die Augen. Er pustete sie weg.

»Also«, setzte er an. »Ich weiß nicht, wie ich es am besten ausdrücken soll ...« Er schaukelte auf dem Bett vor und zurück und sah plötzlich merkwürdig verloren aus.

»Vielleicht ist es besser, wenn ich es einfach sage. Frei heraus.« Oliver stieß die Luft aus, als würde er sich auf eine besonders wichtige Rede vorbereiten. Er hob den Blick und schaute mir direkt in die Augen. Ich hatte das Gefühl, er durchbohrte mich. »Grace. Deine Mutter ist eine Fee und sie ist krank. Du musst mit mir in mein Heimatland Aranya kommen, um sie zu retten.«

Das Lachen brauch aus mir heraus, ohne dass ich es zurückhalten konnte. »Alles klar.« Ich schnappte nach Luft. »Eine Fee? Nicht besonders einfallsreich. Warum bist du hier? Um dich über mich lustig zu machen?«

Oliver blieb stumm und blinzelte zweimal.

Mein Lachen verstummte und ich erwiderte seinen Blick. Zehn Sekunden. Zwanzig Sekunden. Meine Finger schlossen sich um den Schlüssel. Wenn ich schnell genug war, konnte ich die Tür hinter ihm zuknallen, abschließen und die Polizei rufen.

»Verflucht. Ich fürchte, ich habe mich ungeschickt ausgedrückt«, murmelte Oliver und musterte mich besorgt. Er fuhr sich durch die Haare. »Du siehst verstört aus. Vielleicht hätte ich es doch besser formulieren sollen.«

»Besser. Formulieren?«, fragte ich. Wieso hatte ich ihn noch mal in mein Zimmer gelassen?

»Du glaubst mir nicht«, stellte er fest.

»Dir glauben!« Ein irres Lachen verließ meine Kehle. Meine Hand klammerte sich um den Griff meines Schreibtischstuhls. »Falls du es nicht bemerkt hast, du hast mir gerade gesagt, meine Mutter sei eine *Fee*.«

»Weil es stimmt!«, beteuerte Oliver. Er sah ehrlich verzweifelt aus.

»Oliver.« Ich beugte mich etwas vor und sprach mit langsamen und deutlichen Worten. »Es gibt keine Feen.«

Er lachte auf. »Und ob es sie gibt. Jedenfalls in meiner Welt, in der Welt deiner Mutter. Es sind sogar zwölf an der Zahl. Sie ist die mächtigste von ihnen.« Sein Blick verdunkelte sich ein bisschen. »Nun ja, eigentlich sind es sogar dreizehn.«

»Dreizehn Feen.« Ich nickte. »Und gleich erzählst du mir, dass du eigentlich ein verwandelter Prinz bist und manchmal auch als Frosch durch die Gegend hüpfst.«

Oliver schaute mich einen Moment irritiert an. »Ein Prinz, der sich in einen Frosch verwandelt? Wie kommst du auf sowas?«

»Ach, vergiss es«, murmelte ich. In meinem Kopf rauschte es.

»Du musst mir glauben.« Oliver beugte sich vor und schenkte mir ein verräterisch prinzenhaftes Lächeln. »Du erinnerst dich kaum an deine Mutter, habe ich recht? Obwohl du schon recht groß warst, als sie gegangen ist, fühlst du dich immer, als würdest du durch einen Schleier schauen, wenn du dich an sie erinnern willst.«

Ich schluckte. »Woher weißt du das?« Der unbändige Drang davonzulaufen, ergriff mich. Wieso kannte mich ein Fremder so gut? Mit jeder Sekunde wurde mir diese Situation unangenehmer.

»Daraus schließe ich, dass es stimmt?« Eine Andeutung von Triumph schlich sich auf Olivers Gesicht.

»Wie durch ein milchiges Glas«, murmelte ich. »Aber das ist sicher normal. Es ist schon lange her.«

»Nein, es ist nicht normal. Das ist der Zauber, den deine Mutter über dich gelegt hat, um dich zu schützen. Um dich all die Momente

vergessen zu lassen, in denen du mit der Magie von Aranya in Kontakt gekommen bist. Um zu verhindern, dass du je selbst versuchst, dorthin zu gelangen.«

»Natürlich«, murmelte ich ohne jegliche Ernsthaftigkeit. »Meine Mutter eine Fee. Das erklärt alles.«

»Das erklärt wirklich alles!«, beharrte Oliver. »Ich beweise es dir.« Er runzelte die Stirn. »Es gibt keine Fotografie von deiner Mutter, auf dem man ihr Gesicht ganz erkennen kann.« Er stolperte über das Wort *Fotografie*, als hätte er es auswendig gelernt.

Ich schluckte. Damit hatte er recht. Mein Vater hatte nie viele Bilder geschossen und auf allen sah man meine Mutter nur von der Seite oder von hinten. Ich hatte mich einmal darüber geärgert, es aber auf das mangelnde Talent meines Vaters geschoben.

Als ich schwieg, fuhr Oliver fort. »Du besitzt kein Erinnerungsstück an deine Mutter.«

»Ha!«, rief ich triumphierend. »Tue ich doch!«

Der Junge runzelte die Stirn. »Das kann ich mir kaum vorstellen.«

»Und wenn es so wäre? Das bedeutet noch lange nichts.«

»Zeig es mir. Vielleicht irrst du dich und es ist gar nicht von ihr.«

All meine Vorsicht vergessend stand ich auf und ging zu meinem Nachttisch. Ich öffnete die Schatulle und zog das Blatt so hastig hervor, dass ich zwei Steine auf den Boden beförderte. Sie rollten unter mein Bett. In sicherem Abstand ließ ich mich neben Oliver auf die Matratze sinken.

»Hier«, verkündete ich und entfaltete die Zeichnung. Behutsam glättete ich sie auf meinen Oberschenkeln und reichte sie Oliver.

Vorsichtig nahm der Junge das vergilbte Blatt in die Hand. Einige Sekunden lang betrachtete er es, dann zeichnete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ab. »Ich weiß nicht wie, aber es muss ihrem Zauber entgangen sein.«

Als ich so nah bei Oliver saß, fiel mir auf, dass er merkwürdig roch. Nicht unangenehm, aber anders. Es war kein After-Shave oder Parfüm, sondern eine herbe Note, die einem leicht entgehen konnte. Wie eine Mischung aus Tannen und Waldboden. Irgendwie mochte ich es.

»Aber schau, hier!« Als wollte er mich verspotten, rückte er ein Stück näher an mich heran und hielt das Blatt so, dass ich die Zeichnung sehen konnte. »Das ist der magische Wald. Und da hinten, auf dem Berg, steht das königliche Schloss.«

»Ein Schloss?«, fragte ich zweifelnd.

»Natürlich! Dort wohnt die Königin. Dort wohnen auch deine Mutter und die anderen Feen.«

Ein bitterer Geschmack machte sich auf meiner Zunge breit. Wenn seine Worte stimmten, so abwegig sie auch klangen, war es doch ein Streich des Schicksals. Wie konnte das Einzige, was ich von meiner Mutter besaß, eine Zeichnung ebenjenes Ortes sein, für den sie uns verlassen zu haben schien?

»Also gut«, sagte ich leise. Ich glaubte ihm nicht. Es gab keine Feen oder Märchenschlösser und entweder war Oliver nicht ganz richtig im Kopf oder er spielte mir einen ziemlich ausgefuchsten Streich. Aber da war eine leise Stimme in meinem Kopf, die sich immer wieder an die Oberfläche kämpfte. Ein Funke kindischer Hoffnung, der sich an jeden Strohhalm klammerte, der ihm entgegengereckt wurde, wenn es um meine Mutter ging. Der mich zwang, weiter zu fragen. »Wenn du sagst, du kennst meine Mutter, erzähl mir von ihr. Wie ist sie so? Und wieso hat sie uns verlassen?« Ich wollte mich für meine eigenen Fragen auslachen. Aber was schadete es schon? Vielleicht erfuhr ich mehr über ihn, wenn ich ihn zunächst ausreden ließ.

Oliver drehte mir das Gesicht zu und lächelte. »Gute Entscheidung.« Er räusperte sich. »Vielleicht fange ich einfach von vorne an.

Einst gab es in Aranya dreizehn weise Frauen mit magischen Kräften, die auch Feen genannt wurden. Eine der Feen wandte sich vom Rest ab und wurde böse. Sie verfluchte die unschuldige Königstochter und diese fiel in einen hundertjährigen Schlaf, bis ...«

»... ein Prinz auf einem weißen Ross angeritten kam und die Prinzessin wachküsste, sie heiratete und alle glücklich und zufrieden lebten, bis an ihr Lebensende«, vervollständigte ich seine Geschichte. »Ehrlich jetzt? Du denkst dir für deine Theatervorstellung noch nicht mal eine eigene Geschichte aus?«

»Du kennst Aranyas Vergangenheit?«, fragte Oliver verblüfft. »Deine Mutter sagte mir, du seist vollkommen unwissend.«

»Das ist die Geschichte von Dornröschen. Ein Märchen. Jedes Kind kennt es. Und jeder Erwachsene«, erwiderte ich trocken.

»Märchen«, flüsterte Oliver, als wollte er das Wort auf der Zunge schmecken. »Was ist ein Märchen?«

Ich seufzte. »Langsam ist es nicht mehr witzig.«

Oliver hob eine Braue und schaute mich an. Seine Augen hatten die Farbe von Cappuccino, hellbraun mit einigen weißen Tupfern, wie Milchschaum.

Er seufzte frustriert. »Ich sehe schon, dass du mir nicht glauben wirst. Also gibt es nur eine Möglichkeit.«

»Und welche?«

Ein schelmisches Funkeln trat in seine Augen. »Lass mich dir Aranya zeigen.« Dann griff er nach meiner Hand.





3. Kapitel

Von einer auf die andere Sekunde wurde mir das Bild vor den Augen weggerissen. Schwarze und weiße Flecken tanzten davor, begleitet von Lichtblitzen, so grell, dass ich mir die Hände aufs Gesicht pressen wollte. Wie in einer trockenen Sturmflut gefangen, wurde ich wild hin und her geschleudert, ohne Erbarmen auf und abwärts. Ich riss die Lippen auseinander, mit dem Willen zu schreien, doch die Laute schienen nur wenige Zentimeter vor meinem Mund von diesem allumfassenden Toben verschluckt zu werden.

Alles ging so schnell, dass ich nicht einmal Zeit hatte, Angst zu haben. Bevor meine Überraschung in Panik umschlagen konnte, prallte ich mit den Füßen voran auf den Boden. Ich schlitterte einen Abhang hinunter, während der Schmerz bis in meine Hüfte fuhr. Verzweifelt versuchte ich, stehen zu bleiben, während von überallher ein Meer aus Farben auf mich einprasselte. Doch ich versagte und klappte rückwärts auf dem Boden zusammen.

Ich schloss die Augen und gab der Welt um mich herum die Möglichkeit, sich zu beruhigen. Eine warme Hand berührte meine Schulter und ich ließ es geschehen. Vorsichtig schlug ich die Lider auf.

Über mir breitete sich das wunderschönste Bild aus, das ich jemals gesehen hatte. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, vor einem Gemälde zu sitzen und mich in eine Landschaft zu sehnen, die ich niemals würde erreichen können. Doch ich war wahrhaftig da. Langsam richtete ich mich auf. Meine Finger krallten sich in die feuchte Erde unter mir, hoben sie an, ließen die kleinen Steine durch ihre Zwischenräume rieseln, bis sie von meiner Hose wieder auf den Boden rollten. Riesige Bäume ragten vor mir auf, größer als alle, die ich je gesehen hatte. Giftgrüne Ranken schlängelten sich um ihre Stämme, erblühten in rosenartigen Blumen. Der Waldboden war bedeckt von Moos und Farnen. Als ich über den grünen Schwammstrich, war es mir, als berührte ich das weichste aller Kissen.

»Sei vorsichtig«, erklang eine Stimme hinter mir. »Im verfluchten Wald ist nicht alles so, wie es scheint.«

»Der verfluchte Wald?«, hauchte ich. Es schien mir nicht nachvollziehbar, wie man etwas so Wundervolles, so Perfektes als verflucht bezeichnen konnte. Ich drehte mich zu Oliver um. Kurz weilte noch der Zauber des Waldes auf mir, doch dann schreckte ich augenblicklich wieder in die Realität. Ich rappelte mich auf.

»Wie ... wie hast du ... was?«

»Beruhige dich.« Oliver hob beschwichtigend die Hände. Scheinbar hatte er Angst, dass ich wieder ausrasten würde. »Du bist in Sicherheit.«

»Verdammt!« Tränen schossen mir in die Augen. »Verdammt, wo hast du mich hingebracht?«

Oliver stockte. »Nach Aranya.«

Fassungslos starrte ich auf meine Hände. Er behauptete, dass ich tatsächlich in diesem merkwürdigen Land war. Ich schluckte. Ja, ich war an einem anderen Ort. Ich spürte die krümelige Erde an meinen Fingern, roch den herben Geruch von nassen Blättern. Ich sah Farben. Grün- und Brauntöne, so kräftig, dass sie mir in die Augen stachen. Ich stockte. Das sah nicht echt aus. Diese Farben. Sie waren irgendwie ... zu viel. War es eine Täuschung? Hatte Oliver mich unter Drogen gesetzt und diese merkwürdige Welt existierte nur in meinem Kopf?

»Oliver«, flüsterte ich und ballte eine Hand zur Faust. »Was hast du mit mir gemacht?«

»Du bist in Aranya«, wiederholte er. »Ein Zauber hat dich hergebracht.« Er trat einen Schritt auf mich zu und ich wich zurück.

»Es gibt keine Zauberei.« Meine Stimme wurde schrill. »Und es gibt auch kein verdammtes Land namens Aranya.« Hoffte ich zumindest. In Geographie war ich eine Niete.

»Grace, ich weiß, es ist schwer zu verstehen, aber ...«

»Bring mich zurück«, unterbrach ich ihn. »Sofort.« Ich tastete meine Hose ab, aber mein Handy lag immer noch auf der Fensterbank. Das Einzige, was ich bei mir trug, war mein Zimmerschlüssel.

»Aber ...« Oliver trat weiter auf mich zu und wieder wich ich aus. Sorge lag in seinem Gesicht und eine Reihe von Falten bildete sich auf seiner Stirn. »Du musst deiner Mutter helfen.«

Mein Blick zuckte zu den Bäumen. Vielleicht boten sie mir Sicherheit vor diesem Irren. Aber allein würde ich nie wieder heraus finden. Meine Kehle schnürte sich zu. Das konnte nicht real sein. Ich konnte nicht hier sein. Bis auf die Farben sah alles so echt aus, fühlte sich echt an. Ich konnte mich bewegen, konnte auf ihn reagieren.

Ich drehte mich halb von ihm weg, damit er meine Tränen nicht sah. »Ich muss zurück zu meinem Vater. Ich muss dafür sorgen, dass es ihm gut geht und dass er ein paar Tage ohne mich auskommt. Also bring mich zurück.«

Oliver erhob sich ruckartig und verschwand aus meinem Sichtfeld. Er ging ein paar Schritte auf und ab. »Das geht nicht.« In seiner Stimme schwang Bedauern mit.

Wut stieg bei diesen Worten in mir hoch, gepaart mit Verzweiflung und ich sprang auf die Füße. »Wieso geht das nicht? Deine Feen werden wohl noch kurz auf mich warten können.«

Oliver hatte mir den Rücken zugekehrt und zeigte bei diesen scharfen Worten keinerlei Reaktion.

»Oliver, bitte.« Ich änderte die Taktik. Meine Stimme wurde weicher, fast flehend. »Es dauert nicht lange. Eine Stunde, höchstens zwei. Ich muss einkaufen und meiner Nachbarin Bescheid geben und ...«

»Grace.« Oliver stoppte mich mit belegter Stimme. Aus seinem Mund klang mein Name wie etwas Besonderes. Oder wie etwas Exotisches, wie ein teurer Wein aus einem fernen Land. Er drehte sich zu mir um. Als ich seinen Gesichtsausdruck sah, wusste ich, dass all mein Bitten umsonst war. »Es tut mir unendlich leid, aber ich kann

nicht, selbst wenn ich wollte.« Er öffnete seine Hand und hielt sie mir entgegen. Sein Ballen war blutverschmiert und eine kleine Nadel lag auf ihm. Bei näherem Hinschauen schien sie aus blassgrünem Glas zu bestehen, gedreht wie eine spitz zulaufende Muschel.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Mit diesen Nadeln kann man zu jedem erdenklichen Ort reisen, auch von einer Welt in die andere. Man sticht sie in die Haut und denkt an den Ort, den man besuchen möchte. Selbst wenn man noch niemals da war – wenn der Gedanke an diesen Ort nur klar genug ist, bringt die Nadel dich hin.«

»Und wo ist das Problem?« Mit jedem seiner Worte wurde ich ärgerlicher. Sobald mein Vater herausfand, dass ich verschwunden war, würde er vor Aufregung durchdrehen.

»Man kann eine Nadel nur ein einziges Mal benutzen. Danach erlischt ihre Farbe gemeinsam mit ihrer Magie.«

Stumpf betrachtete ich das kleine Ding in seiner Hand.

»Ich kann die Nadeln benutzen, doch sie herzustellen erfordert die Kraft einer Fee. Deine Mutter gab mir zwei. Eine für die Reise zu dir und eine für den Rückweg.«

Ich schluckte und meine trockene Kehle schmerzte. Das bedeutete, dass es keine Möglichkeit für mich gab, nach Hause zurückzukehren, ohne vorher zu diesen Feen gegangen zu sein. Verzweifelt betrachtete ich den dichten Wald um mich herum. Mein Gefühl sagte mir, dass es allein schon viele Stunden dauern würde, bis wir diesen Wald verließen. Selbst dann konnte ich mir nicht sicher sein, ob die Feen mir eine Nadel gaben. Schließlich brauchten sie mich, sonst hätten sie nicht nach mir geschickt. Oliver hatte außerdem gesagt, dass meine Mutter krank war ... auch wenn sie für mich eine Fremde war, breitete sich bei diesem Gedanken ein stumpfes Gefühl in meinem Brustkorb aus.

»Musstest du denn so voreilig sein?«, fuhr ich Oliver an. Mir fiel nichts anderes ein und ich musste meine Wut loswerden.

»Es tut mir leid.« Oliver sah ehrlich zerknirscht aus. »Die Feen haben mich immer wieder angehalten, dass dieser Auftrag Eile erfordert. Dein Vater wird das überleben.«

»Du hast keine Ahnung.« Ich hatte jetzt keine Lust, mit ihm über meinen Vater zu sprechen.

»Aber, falls es dich beruhigt: In der Märchenwelt vergeht die Zeit anders als in der Menschenwelt.«

Ich hob misstrauisch eine Augenbraue. »Definiere *anders*.«

»Definiere?«

»Was meinst du damit?«, wiederholte ich meine Frage.

»Die Welten sind nicht alle parallel. Wenn in einer Welt eine Woche vergeht, kann in einer anderen erst eine Stunde vergangen sein.«

»Und andersherum auch?«

Wieder wich Oliver meinem Blick aus. »Andersherum auch.«

Wütend stieß ich die Luft aus. Glücklicherweise überdeckte meine Panik die in mir aufsteigende Wut, sonst hätte ich wohl den halben Wald und Oliver dazu zu Kleinholz verarbeitet.

»Und das soll mich beruhigen? Vielleicht ist mein Vater in den letzten Minuten schon zwei Wochen allein gewesen!« Ich stürmte auf Oliver zu und packte ihn an den Schultern. Ich wollte ihn schütteln, wollte ihn gegen den nächsten Baum werfen, aber ich wusste, dass ich zu schwach war. Trotzdem wäre es verdammt befriedigend.

»Vielleicht aber auch nicht«, entgegnete er unglücklich, ohne auf meine Handgreiflichkeit einzugehen. »Wenn wir bei den Feen sind, können sie dir darüber Auskunft erteilen. Sie haben ihre Mittel und Wege, auch einen Blick in deine Welt zu werfen.« Er schaute zum Himmel. »Leider weiß ich selbst nicht, welcher Tag heute ist. Sonst könnte ich dir sagen, wie lange ich in deiner Welt war.«

Resigniert ließ ich die Hände wieder sinken. Ich fühlte mich machtlos, hineingeworfen in eine Welt, nach der ich mich niemals gesehnt hatte. Auch wenn ich nach all den Jahren endlich die

Möglichkeit hatte, meiner Mutter zu begegnen, wünschte ich mich doch zurück in unser kleines Haus. Ich wollte mit meinem Vater auf dem Sofa sitzen, schlechte Quizshows im Fernsehen gucken, Mac'n'Cheese kochen und einfach nur glücklich sein. Ich brauchte keine Feen, kein Märchenland und keine Abenteuer. Nur das, was mir die letzten Jahre schon gereicht hatte: Mein Vater.

»Dann lass uns zu diesen Feen gehen. So schnell wie möglich.«

Oliver nickte eifrig, froh, meiner Wut zu entgehen. Er lief zu einem kleinen Busch in der Nähe und zog ein Bündel hervor, dessen Inhalt er auf dem Boden ausbreitete.

»Wenn die Nadel dich an jeden erdenklichen Ort bringt, wieso sind wir hier im Wald gelandet und nicht direkt in diesem Schloss, wenn es so eilig ist?«

»Gute Frage.« Oliver reichte mir ein großes Stück schwarzen Stoffes, das sich als Umhang herausstellte. »Es ist eine reine Vorsichtsmaßnahme. Deine Mutter vermutet, dass wir Spione am Hofe haben. Deshalb kommen wir an wie zwei normale Reisende. Niemand wird Verdacht schöpfen.«

»Und wer sollte diese Spione schicken?«

Oliver musterte mich. »Ich dachte, du kennst unsere Geschichte bereits. Spione der Bösen Fee natürlich.«

»Die Böse Fee ...«, murmelte ich und hüllte mich in den Umhang. Ich stöhnte. Passierte das gerade wirklich? Noch vor einer Stunde hatten mich Zukunftsängste geplagt, jetzt wickelte ich mich in einen kratzigen Umhang und sprach mit einem Wildfremden darüber, dass uns Spione beobachten könnten.

Oliver warf sich selbst eine ähnliche Tarnung um. Als er fertig war, nickte er mir zu. »Bist du bereit? Die restlichen Fragen kann ich dir auf dem Weg beantworten.«

»Wie weit ist es bis zum Schloss?«, schoss ich los, sobald wir kaum drei Schritte gegangen waren.

»Etwa einen Tag zu Fuß, da wir keine Pferde haben.«

Übelkeit breitete sich in meinem Magen aus. Erst wollte ich mich wieder beklagen, aber ich schluckte es runter. Es nützte doch ohnehin nichts. Stattdessen ließ ich meinen Blick durch die Gegend wandern. Hellgrüne Ranken wanden sich um die Baumstämme zu unseren Seiten. Sie trugen Blüten, die an weiße Rosen erinnerten. »Also in dieser Welt gibt es Feen, hundertjährige Flüche, Prinzen und Könige ... und was noch?«

Oliver lachte leise. »Das ist eine sehr offene Frage.« Er schwieg kurz. »Bei uns fahren die Kutschen nur mit vorgespannten Pferden, nicht wie bei euch.«

»Gibt es außer Feen noch andere Fabelwesen? Trolle?«

Anstatt laut zu lachen, nickte Oliver nur ernst. »Man erzählt sich Geschichten von Trollen, aber ich habe noch nie einen gesehen.«

»Elfen?«

Er sah mich fragend an und schüttelte den Kopf.

»Wo wohnt die Böse Fee?«

»Irgendwo hinter dem verfluchten Wald. Aber es gibt nur wenige, die lebend von dort zurückgekehrt sind.«

Natürlich. Oliver sprach, als lese er mir aus einem Buch mit den gängigsten Märchenklischees vor.

Auf dem weiteren Weg schien er von meinen Fragen nicht genervt zu sein, ganz im Gegenteil: Er beantwortete sie höflich eine nach der anderen. Dafür war ich ihm ein wenig dankbar, obwohl er mich hierher entführt hatte. Mit einem Mal fragte ich mich, was er selbst für eine Rolle in dieser Märchenwelt spielte. Er führte Aufträge für die Feen aus, war er also eine Art Ritter? Er trug kein Schwert bei sich, aber ich konnte ihn mir durchaus in Rüstung vorstellen, auf einem schillernden Pferd, eine bunt geschmückte Lanze in der Hand.

Ich musterte ihn. Vielleicht war er eine zwielichtige Gestalt, ein Dieb, der sich den edlen Werten verschrieben hatte und für das Gute

kämpfte. Nein, ein Robin-Hood-Verschnitt passte nicht zu ihm. Dafür war er zu ... harmlos.

»Was machst du eigentlich, wenn du gerade keine Aufträge für Feen ausführst?«, fragte ich ihn geradeheraus.

Oliver lachte leise und schaute weiter auf den Weg vor ihm. »Ich mache nur selten etwas für die Feen.«

»Wieso haben sie dann keinen Ritter oder Vertrauten nach mir geschickt? Ich dachte, meine Ankunft ist irgendwie wichtig.«

Oliver warf mir einen kurzen Blick zu und kräuselte die Lippen beleidigt. »Ich habe es doch geschafft.«

»Das habe ich nicht gemeint.« Ich bereute meine Worte sofort. Manchmal half mein vorschnelles Geplapper nicht weiter. »Es wundert mich nur, dass die Feen diese Aufgabe nicht in die Hände von jemandem legen, den sie sehr gut kennen.«

»Ich habe nie gesagt, dass die Feen mich nicht kennen. Ich kenne so gut wie jeden am Hofe.«

Ich schaute ihn einige Sekunden lang forschend an. »Du bist ein Prinz, nicht wahr? Wieso sollten sie dich sonst geschickt haben? Das ist eine typische Prinzen-Aufgabe. Und du kleidest dich so, um nicht entdeckt zu werden.«

Oliver lachte leise, was ich als Bestätigung nahm. Wieder dieses unfair-schöne Lächeln. Meike hätte an meiner Stelle sicher den Verstand verloren bei der Aussicht, von einem Märchenprinzen entführt zu werden. Aber mir war es recht egal, *was* er war. Hauptsache, er brachte mich schnell zum Schloss.

Kein Meter des verfluchten Waldes glich dem anderen. An jeder Ecke fiel mir eine neue Blume auf, den Kelch oder die Blütenblätter in einer anderen Farbe. Merkwürdige Steininformationen säumten den Weg und Moos krallte sich in ihre zerklüftete Haut. Hätte ich doch nur einen Block und einen Stift gehabt, um wenigstens einen Bruchteil dieser Schönheit festhalten zu können. Oder mein Handy.

Nur Tiere sahen wir wenige. Der Gesang der Vögel schien über allem zu liegen, sanft und so leise, dass der Ursprung nicht genauer auszumachen war. Manchmal hörten wir es in einem Gebüsch rascheln, aber wir erhaschten weder den Blick auf ein Tier, noch sahen wir Pfotenabdrücke.

Plötzlich verstummte das Vogelgezwitscher. Es fiel mir nicht sofort auf, eher schleichend, weil die Last der Stille immer schwerer auf meine Schultern drückte.

»Oliver«, flüsterte ich. Der Junge war einige Schritte weitergegangen, hielt jetzt inne. Er wandte sich in meine Richtung, die Stirn besorgt in Falten gelegt. Sofort war er wieder bei mir.

»Lass uns weitergehen«, flüsterte er in die Stille hinein. Selbst das Rauschen der Blätter war verstummt. »Es ist nicht mehr weit bis zum Rand des Waldes.«

Ein Rascheln ließ mich herumfahren. Mein Herzschlag beschleunigte sich, aber ich wusste nicht, in welche Richtung ich zurückweichen sollte.

»Keine Angst«, sagte Oliver, als er meine Reaktion bemerkte. »Das ist sicher nur ...«

In diesem Moment brach ein riesiges, purpurrotes Geschöpf aus dem Unterholz und riss Oliver zu Boden. Ich schrie auf und sprang einen Schritt zurück. Panik schnürte mir die Kehle zu und froh meine Bewegungen ein. Ich wollte ihm helfen, sah, wie er sich unter dem riesigen Angreifer wand, doch ich konnte nicht. Das Wesen sah aus wie ein Wolf mit rotem Fell, das lang und zottelig an seinem Körper hingab. Speichel tropfte aus seinem geifernden Maul, das Oliver mit aller Kraft von seinem Gesicht wegdrückte. Um seinen Kopf herum besaß das Tier eine Mähne wie ein Löwe.

»Grace«, brüllte Oliver. »Grace, verschwinde.«

Seine Stimme und mein eigener Name rissen mich aus der Starre. Panisch sah ich mich um, voller Angst, dass jeden Moment ein

weiteres dieser Viecher zwischen den Bäumen auftauchen könnte. Verdammt, hatte Oliver keine Waffe? In Büchern und Filmen hatten die Leute doch immer etwas, um sich zu wehren!

Ich entdeckte einen Ast auf dem Boden, dick wie mein Unterarm und etwa einen Meter lang. Schnell packte ich ihn und schleuderte ihn in Richtung des Tieres. Das Holz prallte mit einem dumpfen Schlag gegen seinen Schädel. Sein Kopf fuhr auf und seine kleinen stierenden Augen richteten sich auf mich. Wie ein wabbliger rosa Lappen hing ihm die Zunge seitlich aus dem Maul.

Ich schnappte nach Luft. Mein Mund war trocken. Doch das Tier ließ sich nicht lange ablenken. Es musterte mich, als freue es sich auf meine Rippchen zum Nachtschisch und wandte sich wieder Oliver zu. Die Arme des Jungen waren zerkratzt von den Krallen des Tieres, ansonsten schien er wie durch ein Wunder unverletzt. Er war wirklich stark, doch das Tier war stärker. Dieser Wolfslöwe schien mit ihm zu spielen, ich zweifelte nicht daran, dass er ihn ansonsten mit einem Hieb seiner Pranke k.o. geschlagen hätte. Ich musste etwas tun, bevor das Tier es sich anders überlegte.

Entschlossen stürmte ich vor und geradewegs auf den riesigen Körper des Tieres zu. Mit einer Schulter voran warf ich mich gegen seine massige Seite, und stieß es von Olivers Körper herunter. Das Tier heulte auf, scheinbar hatte ich es an einer schmerzempfindlichen Stelle getroffen. Das war aber mein einziges Glück. Es lief zur Seite, drehte sich um und bleckte die Zähne. An seinen weit aufgerissenen Augen und den gebleckten Zähnen erkannte ich, dass ich es verärgert hatte.

Neben mir rappelte sich Oliver auf und stellte sich zwischen mich und das Tier. Er bückte sich und hob den Ast auf, den ich geworfen hatte. Blut tropfte an seinen Unterarmen hinab und mich beschlich ein schlechtes Gewissen, weil ich so lange gezögert hatte. Seine Hose war zerrissen und auch am Bein klaffte eine Wunde.

»Verflucht«, murmelte er.

»Hast du kein Schwert dabei? Oder irgend sowas?«, wiederholte ich die Frage, die ich mir eben im Stillen gestellt hatte.

»Fast«, antwortete Oliver, die Augen starr auf das Tier gerichtet. Er drehte den Oberkörper und zog ein unterarmlanges Messer aus seinem Gürtel.

Der Wolfslöwe knickte seine Hinterbeine ein und spannte den Körper an. Er machte sich bereit für einen Sprung.

»Vielleicht sollten wir rennen?«, schlug ich vor. Mein Herz trommelte angsterfüllt in der Brust und meine Handflächen waren nass vor Schweiß. Ich konnte nicht glauben, dass ich hier mein Ende finden sollte: In einem Wald, der eigentlich nicht existieren durfte, während ich auf der Suche nach meiner Mutter war, die ich nie kennenlernen sollte.

»Das stachelt ihn nur an«, entgegnete Oliver.

Ich bemerkte eine Bewegung am Rande meines Gesichtsfeldes. Drei kleine grüne Punkte zischten auf das Tier zu und schwirrten um seinen Kopf herum. Wie angewurzelt blieb es stehen, die Muskeln in seinen enormen Beinen zuckten, als könne es sich nicht entscheiden, ob es lospreschen oder noch warten sollte. Sein Blick folgte den Lichtpunkten, die sich schneller bewegten, als ich sie mit bloßem Auge verfolgen konnte. Sie schwirrten unübersichtlich durcheinander, dass ich die Verwirrung des purpurnen Tiers durchaus verstehen konnte.

Plötzlich sirrte einer der drei Punkte Richtung Wald davon, fernab des Weges. Dann folgte der zweite, zuletzt der dritte. Schließlich warf uns das Tier einen letzten, gierigen Blick zu und rannte den Lichtern hinterher.

Mit offenem Mund starrte ich auf die Bäume, zwischen denen sie verschwunden waren. Hatten uns drei winzige Punkte aus grünem Licht gerettet? Gegen ein Tier, das meinen schlimmsten Alpträumen

entsprungen zu sein schien? Ich blinzelte, dann sah ich eines der Lichter zurückkehren. Es schwirrte zwei Sekunden vor meinem Gesicht umher und verschwand wieder.

Ein Stöhnen riss mich zurück in die Realität und ich wirbelte herum. Sofort fraß sich das schlechte Gewissen wieder in meinen Magen. Oliver hatte sich vornübergebeugt und stützte sich auf seine Oberschenkel, die Augen geschlossen.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Soweit.« Oliver richtete sich wieder auf.

»Das sieht aber anders aus.« Ich musterte seine Verletzungen. Seine Unterarme und Hände waren bedeckt von Spuren der Krallen dieses Viehs, der unversehrte Teil der Haut war vom Blut verschmiert. Die Wunde am Bein wirkte noch schlimmer.

»Wir müssen hier raus«, presste Oliver hervor.

»Was waren das eben für Dinger? Die Kleinen?«

»Irrlichter«, knurrte er. Er strich sich übers Gesicht und hinterließ Streifen aus Blut und Dreck.

»Hm, das ist aber nett von ihnen«, murmelte ich.

»Nett?« Oliver lachte freudlos und ging einige Schritte auf und ab. »Irrlichter sind nicht nett, außer es ist zu ihrem eigenen Nutzen. Sie haben gerade unser Leben gerettet. Wir schulden ihnen einen Gefallen, den sie einfordern werden, wenn wir es am wenigsten gebrauchen können.« Er seufzte und schaute mich an. »Es tut mir leid, dass dein erster Besuch in Aranya so beginnen musste.«

Der Wald wirkte mit einem Mal bedrohlicher als zuvor. Auch wenn nach und nach wieder die Lieder der Vögel einsetzten. »Vielleicht sollten wir wirklich von hier verschwinden.«

Oliver nickte. »Bleib nah bei mir. Wenn wir das nächste Mal einem Purpurwolf begegnen, haben wir sicher nicht so viel Glück.«